

Die Welt der schönen Bilder

Simone de Beauvoir
Die Welt der schönen Bilder

Roman

Aus dem Französischen übertragen
von Hermann Stiehl

ebersbach & simon

Für Claude Lanzmann

ERSTES KAPITEL

»Ein Oktober ... wie man ihn selten erlebt«, sagt Gisèle Dufrène; sie pflichten ihr bei, sie lächeln, Sommerhitze fällt vom graublauen Himmel – Was haben die anderen, was ich nicht habe? –, sie lassen ihre Blicke das vollkommene Bild genießen, das in *Plaisir de France* und *Votre Maison* abgedruckt war: den Bauernhof, gekauft für ein Stück Brot – nun, sagen wir, für ein Stück Butterbrot – und hergerichtet von Jean-Charles für den Gegenwert einer Tonne Kaviar. (»Auf zehntausend mehr oder weniger kommt's mir nicht an«, hatte Gilbert gesagt.) Die Rosen vor der Steinmauer, die Chrysanthenen, die Astern, die Dahlien, »die schönsten der ganzen Île-de-France«, sagt Dominique: Die spanische Wand und die blauen und violetten Sessel – irr-sinnig raffiniert! – heben sich stark vom Grün des Rasens ab, das Eis klirrt in den Gläsern, Houdan küsst Dominique die Hand, Dominique, sehr schlank in ihrer schwarzen Hose und der auffälligen Hemdbluse, die Haare hell, halb blond, halb weiß, von hinten könnte man sie für dreißig halten. »Dominique, niemand versteht es so gut wie Sie,

Gäste zu empfangen.« (Genau in diesem Augenblick, in einem anderen, ganz anderen, genau gleichen Garten sagt jemand diese Worte, und das gleiche Lächeln legt sich über ein anderes Gesicht: »Was für ein herrlicher Sonntag!« Warum kommt mir dieser Gedanke?)

Alles ist vollkommen gewesen: die Sonne und die Brise, der Barbecue, die dicken Steaks, die Salate, die Früchte, die Weine. Gilbert hat von seinen Reisen und seinen Jagdausflügen nach Kenia erzählt und sich dann in dieses japanische Geduldspiel vertieft, noch sechs Steine müssen untergebracht werden, und Laurence hat vorgeschlagen, *test du passeur* zu spielen, sie haben begeistert mitgemacht, sie wundern sich zu gern über sich selbst, lachen zu gern über andere. Sie hat sich ziemlich verausgabt, deshalb fühlt sie sich jetzt niedergeschlagen, ich falle eben immer von einem Extrem ins andere. Louise spielt mit ihren Vettern hinten im Garten; Catherine liest vor dem Kamin, in dem ein schwaches Feuer flackert: Sie sieht aus wie alle glücklichen kleinen Mädchen, die auf einem Teppich liegend lesen. *Don Quijote*; letzte Woche *Quentin Durward*, davon wacht sie nachts nicht auf und muss weinen, also was ist es? Louise war ganz aufgeregt: Mama, Catherine hat Kummer, sie weint nachts. Die Lehrer gefallen ihr, sie hat eine neue Freundin, sie ist körperlich gesund, zu Hause geht es fröhlich zu.

»Wieder auf der Suche nach einem Slogan?«, erkundigt sich Dufrène.

»Ich muss die Leute dazu überreden, dass sie ihre Wände mit Holz täfeln lassen.«

Das ist bequem: Sooft sie in Gedanken ist, glaubt man, sie sucht einen Slogan. Um sie herum spricht man vom missglückten Selbstmordversuch Jeanne Texciers. Eine Zigarette in der linken Hand, die rechte Hand geöffnet und abwehrend erhoben, als fürchte sie, unterbrochen zu werden, sagt Dominique mit ihrer autoritären, volltönenden Stimme: »So ungeheuer intelligent ist sie nicht, sie verdankt ihre Karriere ihrem Mann, aber trotzdem: Wenn man zu den Frauen gehört, die in Paris im Blickpunkt des Interesses stehen, führt man sich nicht auf wie eine Midinette!«

In einem anderen, ganz anderen, genau gleichen Garten sagt jemand: »Dominique Langlois verdankt ihre Karriere Gilbert Mortier.« Aber das ist ungerecht, sie hat 45 beim Rundfunk ganz klein angefangen und hat es einfach geschafft, sie hat gearbeitet wie ein Pferd, hat alle beiseite gedrängt, die ihr im Weg waren. Warum finden die Leute so viel Vergnügen daran, sich gegenseitig zu zerreißen? Sie sagen auch, Gisèle Dufrène denkt es, Mama habe sich Gilbert aus Berechnung geangelt: Gut, dieses Haus, ihre Reisen, das hätte sie sich ohne ihn nicht leisten können; aber er hat ihr vor

allem etwas anderes gegeben; sie war völlig hilflos, nachdem sie Papa verlassen hatte (und er irrte im Haus umher wie eine ruhelose Seele, mit welcher Gefühllosigkeit ist sie gegangen, sowie Marthe verheiratet war); Gilbert verdankt sie es, dass sie zu dieser so selbstsicheren Frau wurde. (Natürlich könnte man sagen ...)

Hubert und Marthe kommen aus dem Wald zurück, mit riesigen Sträußen von Zweigen. Den Kopf zurückgeneigt, ein starres Lächeln auf den Lippen, geht Marthe heiteren Schritts dahin: Eine Heilige, trunken von froher Gottesliebe, das ist die Rolle, die sie spielt, seit sie zum Glauben gefunden hat. Sie nehmen wieder ihre Plätze ein auf den blauen und violetten Kissen, Hubert zündet seine Pfeife an. Sein stereotypes Lächeln, sein Em-bonpoint. Wenn er reist, trägt er eine schwarze Brille: »Ich reise so gern inkognito.« Ein ausgezeichneter Zahnarzt, der in seinen Mußestunden gewissenhaft die Totovorschau studiert. Ich kann verstehen, dass Marthe sich einen Ausgleich hat einfallen lassen.

»In Europa findet man im Sommer keinen Strand, wo man auch nur genug Platz hat, um sich auszustrecken«, sagt Dominique ... »Auf den Bermudas gibt es endlose, fast einsame Badestrände, wo einen keiner kennt.«

»Also ein trautes Idyll«, sagt Laurence.

»Und Tahiti? Warum sind Sie nicht wieder nach Tahiti gefahren?«, fragt Gisèle.

»Tahiti – 1955 ging das noch. Heute ist es schlimmer als Saint-Tropez. Irrsinnig gewöhnlich ...«

Vor zwanzig Jahren schlug Papa Florenz vor, Granada; sie sagte: »Da geht jedermann hin, das ist irrsinnig gewöhnlich ...« Zu viert im Auto verreisen: Wie die Familie Kleinbürger, sagte sie. Er durchstreifte ohne uns Italien, Griechenland, und wir verbrachten die Sommerferien, wo es gerade ›chic‹ war; oder sagen wir an Orten, die Dominique damals für chic hielt. Jetzt überquert sie den Ozean, um ihre Sonnenbäder zu nehmen. Weihnachten wird Gilbert sie nach Baalbek mitnehmen ...

»In Brasilien soll es herrliche Strände geben, die leer sind«, sagt Gisèle. »Und bei der Gelegenheit kann man einen Abstecher nach Brasilia machen. Ich möchte so gern Brasilia sehen!«

»Also ich wirklich nicht!«, sagt Laurence. »Die großen Gebäudekomplexe in der Umgebung von Paris sind schon deprimierend genug! Eine ganze Stadt nach diesem Muster!«

»Du bist wie dein Vater – ein Vergangenheitsmensch«, sagt Dominique.

»Wer ist das nicht?«, wirft Jean-Charles ein. »Im Zeitalter der Raketen und der Automation haben die Menschen die gleiche Mentalität wie im neunzehnten Jahrhundert.«

»Ich nicht«, sagt Dominique.

»Du, du bist in allem eine Ausnahme«, sagt Gilbert in überzeugtem Ton (oder vielmehr in emphatischem Ton: Er hält immer Distanz zu seinen Worten).

»Jedenfalls sind die Arbeiter, die die Stadt gebaut haben, meiner Meinung: Sie wollten nicht aus ihren alten Holzhäusern heraus.«

»Ihnen blieb nichts anderes übrig, meine liebe Laurence«, sagt Gilbert. »Die Mieten in Brasilia übersteigen bei weitem ihre Mittel.«

Ein leises Lächeln spielt um seinen Mund, als entschuldige er sich für seine Überlegenheit.

»Brasilia ist heute schon völlig überholt«, sagt Dufrene. »In diesem Baustil hatten das Dach, die Tür, die Wand, der Kamin noch ihre eigene Funktion. Was man heute zu verwirklichen sucht, ist das synthetische Haus, in dem jedes Element polyvalent ist: Das Dach verschmilzt mit der Wand und endet mitten im Patio.«

Laurence ist unzufrieden mit sich; sie hat ganz offensichtlich etwas Dummes gesagt. Das kommt davon, wenn man über Dinge redet, von denen man nichts versteht. »Sprecht nicht über Dinge, von denen ihr nichts versteht«, sagte Mademoiselle Houchet. Aber dann dürfte man ja nie den Mund aufmachen. Sie hört schweigend zu, während Jean-Charles die Stadt der Zukunft beschreibt. Uner-

klärlicherweise entzücken ihn diese zukünftigen Wunder, die er nie mit eigenen Augen sehen wird. Es hat ihn entzückt, zu erfahren, dass der Mensch von heute einige Zentimeter größer ist als der Mensch des Mittelalters, der wiederum größer war als der Mensch der vorgeschichtlichen Zeit. Glücklicher, wer sich so begeistern kann. Wieder einmal und immer mit der gleichen Verve diskutierten Dufrène und Jean-Charles über die Krise der Architektur.

»Natürlich brauchten wir staatliche Kredite«, sagt Jean-Charles, »aber der Staat kann eben nicht alles finanzieren. Und auf eigene Atomwaffen verzichten, das hieße ja, sich außerhalb der Geschichte begeben.«

Keiner antwortet; in das Schweigen hinein tönt die schwärmerische Stimme Marthes: »Wenn nur alle Völker gemeinsam abrüsten würden! Habt ihr die letzte Botschaft Papst Pauls VI. gelesen?«

Dominique schneidet ihr ungeduldig das Wort ab: »Maßgebliche Leute haben mir versichert, dass die Menschheit, käme es zum Krieg, nach zwanzig Jahren doch wieder da angelangt wäre, wo sie heute ist.«

Gilbert hebt den Kopf, er hat nur noch vier Steinchen, die er unterbringen muss. »Es wird keinen Krieg geben. Die Kluft zwischen den kapitalistischen und den sozialistischen Ländern wird bald überbrückt sein. Denn heute – das ist die große

Revolution des zwanzigsten Jahrhunderts – ist Erzeugen wichtiger als Besitzen.«

Warum dann Geld für Rüstungszwecke ausgeben? fragt sich Laurence. Aber Gilbert kennt die Antwort, sie will sich nicht noch einmal blamieren. Übrigens hat Jean-Charles die Antwort schon geliefert: Ohne die Bombe würde man sich außerhalb der Geschichte begeben. Was heißt das eigentlich genau? Sicher wäre es eine Katastrophe, alle haben konsternierte Gesichter gemacht.

Gilbert wendet sich mit liebenswürdigem Lächeln an sie:

»Sie müssen am Freitag kommen. Ich führe Ihnen meine neue Hi-Fi-Anlage vor.«

»Die gleiche, die auch Karim und Alexander von Jugoslawien haben«, sagt Dominique.

»Wirklich eine wunderbare Erfindung«, sagt Gilbert. »Man kann nachher Musik aus einem gewöhnlichen Apparat gar nicht mehr hören.«

»Dann komme ich lieber nicht. Ich höre gern Musik.« (Das stimmt gar nicht. Ich sage das nur, um witzig zu sein.)

Jean-Charles ist anscheinend sehr interessiert:

»Wie viel muss man mindestens für eine gute Hi-Fi-Anlage rechnen?«

»Für eine Mono-Anlage müssen Sie mindestens, allermindestens dreitausend Francs ausgeben. Aber davon hat man noch nicht viel.«

»Wenn man etwas wirklich Gutes haben will, muss man also so etwa mit zehntausend rechnen?«, fragt Dufrène.

»Eine gute Mono-Anlage kostet zwischen sechs- und zehntausend. Bei Stereo müssen Sie mit zwanzigtausend rechnen. Ich würde jedoch sagen, lieber eine gute Mono als eine billige Stereo. Eine Anlage mit Vorverstärker, die schon ganz annehmbar ist, kostet so um die fünftausend.«

»Das sagte ich ja: mindestens zehntausend«, stellt Dufrène mit einem Seufzer fest.

»Es gibt dümmere Arten, zehntausend Francs anzulegen«, sagt Gilbert.

»Wenn Vergne das Projekt im Roussillon übertragen wird, dann leisten wir uns das auch«, sagt Jean-Charles zu Laurence. Er wendet sich an Dominique: »Er hat eine tolle Idee für einen dieser Bungalow-Komplexe, wie man sie dort unten jetzt baut.«

»Vergne hat tolle Ideen. Aber sie lassen sich oft nicht durchführen«, sagt Dufrène.

»Sie werden durchgeführt werden. Kennen Sie ihn?«, fragt Jean-Charles Gilbert. »Es ist einfach mitreißend, mit ihm zusammenzuarbeiten. Das ganze Studio ist von Begeisterung erfüllt. Man führt nicht aus – man schöpft.«

»Er ist der größte Architekt seiner Generation«, stellt Dominique in entschiedenem Ton fest. »Vorderste Avantgarde im modernen Städtebau.«